Bergkapelle.

Von Marie Tyrol.

In eine Bergkapelle dumpf und klein
Verirrt' ich, auf der Wand'rung mich hinein:
Der Schmuck war dürftig und ergriff zugleich —
Hier schufen arme Menschen Gott ein Reich.

Als ich dann draußen vor der Schwelle stand,
Den Blick den Firnenhäuptern zugewandt,
Die vor mir leuchteten im weißen Kranz,
War ich wie trunken von der Erde Glanz,

Und jede Blume auf dem Mattenplan
Sah mich so wie ein holdes Wunder an —
Hier hatte Gott, von Aether rings umblaut,
Die hehrste Wohnung selber sich erbaut.

Der Hausarzt.

Von Henry Wenden.

Frau Kommerzienrath Reinisch, die seit fünf Jahren verwitwet war, reckte sich behaglich im Schlafgemach ihrer Grunewald-Villa, in das die ersten Strahlen der Sonne bis auf das weiße Linnen ihres Bettes krochen. Sie war erst spät von einer Soiree heimgekehrt; aber der Schlummer hatte sie gestärkt, so daß sie trotz ihrer fünfundvierzig Jahre frisch und sieghaft erschien. Sie läutete, und die Zofe brachte auf silbernem Tablett das Frühstück und zugleich die Morgenpost und stellte alles auf ein kleines Tischchen neben das Bett.

„Danke," sagte Frau Reinisch, schlürfte langsam die Schokolade und öffnete zwischendurch ihre Briefe. Eine Einladung zu einem Ball, Grüße von einer Freundin aus St. Moritz, noch eine Einladung, — nichts sonderlich Interessantes. Doch kaum hatte sie den vierten Brief hastig durchflogen, so schnellte sie empor und rief mit gellender Stimme: „Anna! — — Anna! — —"

Die Zofe, die im anstoßenden Toilettezimmer das Bad bereitete, eilte herbei: „Gnädige Frau wünschen?"

„Gehen Sie in das Zimmer meines Sohnes und sehen Sie nach, ob er da ist! Aber schnell! Laufen Sie! Um Gottes willen schnell! —" Die Worte überschlugen sich, quollen wie von Angst gepeitscht aus dem Munde. Und die Zofe, erschrocken über das verzerrte Gesicht ihrer Herrin, stürzte davon.

Als sie nach wenigen Minuten wiederkam, war Frau Reinisch schon beinahe angekleidet. „Nun? —"

„Herr Assessor ist nicht da," antwortete die Zofe. „Er ist überhaupt nicht zu Hause gewesen, — das Bett ist unberührt." Und dann ängstlich teilnahmsvoll: „Was ist denn geschehen, gnädige Frau? Was Schlimmes?"

Doch Frau Reinisch hörte schon nicht mehr. „Mein Auto soll vorfahren! Aber rasch! Nur rasch! Jede Minute ist kostbar!" Damit schob sie hastig die Zofe beiseite und rannte hinaus zum Telephon.

Sie riß das Hörrohr vom Haken. — „Himmel, bis so ein Fräulein meldet! . . . Amt sechs. — Ja. — Nun muß man wieder warten! . . . Bitte 7314. — Ja. — Wenn er bloß noch zu Hause ist! . . . Hier Frau Reinisch. Ist Her Sanitätsrath noch da? — — Sie selbst? Gott sei Dank! Liebster Sanitätsrath ein Unglück ist geschehen. Ja, hören Sie nur. Fahren Sie sofort ins Hotel Germania, Friedrichstraße, und fragen Sie nach meinem Sohn! Hoffentlich lebt er noch! — — Ein Selbstmord, Sanitätsrath! — — Ja, er und dieses Mädchen! — — Jawohl, dieselbe! — — Mit Morphium! Eben bekam ich seinen Brief! Er muß ihn gestern abend geschrieben haben! — — Ja, bitte, verlieren Sie keine Minute! Ich bin in einer Viertelstunde auch dort! — — Adieu!"

Wenige Minuten später raste das Auto der Frau Kommerzienrath knatternd und schnaubend durch die morgendlich stillen Straßen des Westens der inneren Stadt entgegen. Dann geleitete sie der Hoteldirektor an aufgeregt flüsternden Bediensteten vorbei zur zweiten Etage. Und als sie in das Zimmer trat, stand der Sanitätsrath vor dem Bett ihres Sohnes, der besinnungslos und wie todt in den Kissen lag, und hatte ihm gerade unter Beihilfe eines Stubenmädchens die Magenpumpe eingeführt.

„Lebt mein Sohn?"

„Ja, aber ich kann Ihnen jetzt nicht antworten, ich habe keine Zeit." Kurz und beinahe barsch klang das, so daß Frau Reinisch nicht mehr zu reden wagte.

Unbeweglich stand sie seitwärts hinter dem Arzt, reckte den Hals und starrte mit unnatürlich geweiteten Augen auf ihr Kind. Bald aber schweiften ihre Blicke wie suchend ab, und als sie das andere Bett mit dem Mädchen gefunden hatten, da knisterte ein Funke des Hasses aus ihnen hervor und züngelte wie ein Blitz über die hart zusammengepreßten Lippen.

Nun wandte sich der Arzt und schritt zu dem zweiten Krankenlager. Als aber Frau Reinisch ihn dabei von neuem drängte und fragte, polterte er knurrig: „Ich sagte Ihnen schon, daß ich jetzt keine Zeit habe. Warten Sie."

Und sie wartete. — Leise trat sie zu dem Bett ihres Sohnes und strich dem Besinnungslosen zärtlich liebkosend über das Haar. Doch wieder zerrte es sie hin, daß sie hinübersehen mußte zu der Anderen. Und zugleich wich von neuem alles Weiche aus ihren Zügen, die streng und hart und abweisend wurden wie vorher. — Endlich hatte der alte Herr seine Thätigkeit beendet und ging nun in das Nebenzimmer, das auf seinen Befehl bereitgemacht war. Frau Reinisch folgte ihm. In der Mitte des Raumes drehte er sich um und sagte mit feindseliger kalter Ruhe: „Ich habe vorläufig nur eine Schwester bestellt, weil ich annahm, daß Sie sich in die Pflege theilen wollen. Sonst müßten wir noch eine zweite Wärterin haben."

„Kann mein Sohn nicht nach Hause gebracht werden?"

„Nein. Er ist nicht transportfähig."

„Und die — — — dies Mädchen?"

„Ebenfalls nicht."

In Frau Reinisch wallte Empörung auf: „Aber Sie können doch nicht verlangen, daß ich hierbleibe, so lange diese — — —, unter einem Dach mit dieser Person!"

Der Sanitätsrath sah sie durchdringend an: „Ich kenne hier nur Kranke! — Uebrigens verlange ich gar nichts von Ihnen. Sie selbst müssen wissen, was Sie zu thun haben, um Ihre Schuld vielleicht einigermaßen gut zu machen."

„Meine Schuld?"

„So sagte ich."

„Wieso?"

„Muß ich das erklären? Ich denke die Situation ist deutlich genug. Sie, ganz allein, Sie haben die beiden jungen Leute dazu getrieben."

Frau Reinisch athmete schwer. „Sie sind grausam mit mir und mitleidlos. Und doch fühle ich mich frei. Ich konnte in diese Heirath unmöglich willigen. Wenn Sie das nicht begreifen, so kann ich Ihnen nicht helfen."

Einen Augenblick betrachtete der Sanitätsrath diese Frau, und seine Gedanken flüchteten mit Traumgeschwindigkeit zurück, weit zurück in ferne Zeiten.

„Nein, das kann ich allerdings nicht begreifen. Und am allerwenigsten von Ihnen," sagte er dann. Dabei war seine Stimme warm, mild und gütig geworden. Und innig, nahezu flehend sprach er fort: „Denken Sie denn gar nicht an Ihre eigene Vergangenheit? An Ihre — — unsere Jugend? — Muß sich das gleiche traurige Spiel denn wirklich noch einmal wiederholen?"

Frau Reinisch schwieg und neigte den Kopf zur Erde. Die feinen Härchen an ihren Schläfen zitterten leise wie zarteste astronomische Instrumente bei einem Fernbeben, als wollten auch sie Kunde geben von Erschütterungen tief drunten im Innern. Oder war das nur Täuschung? Jedenfalls dauerte es nur wenige Sekunden. Dann blickte sie auf, und ihre Worte klangen klar und bestimmt: „Wozu rühren Sie an die alten Geschichten? Das ist längst vorbei. Und wir sind auch nicht mehr dieselben, — haben andere Ideen und Begriffe. Ich kann nicht anders handeln, als ich that."

Während der Sanitätsrath zuhörte, ging eine rasche Veränderung in seinem Gesichte vor. Spott, Kampfeslust, Siegesmuth und Entschluß wirbelten in einem Kriegstanz darüber hinweg und ließen es in einer Maske von Kälte und Gleichgültigkeit zurück.

„Vielleicht haben Sie recht," sagte er langsam. „Ich gebe es auf, Sie zu bekehren. Uebrigens hat es ja auch keinen Zweck sich über Dinge zu streiten, die praktisch ganz bedeutungslos geworden sind."

Frau Reinisch horchte auf. Sie tastete nach einem verborgenen Sinn in diesen Worten und fragte zögernd: „Wird die — — muß das Mädchen sterben?"

„Das Mädchen? — Nein. —"

„Soll das heißen, daß mein Sohn — —?! — Reden Sie! —"

Der Arzt hob die Schultern: „Ich bin kein Prophet. Aber es steht schlimm. Der Fall Ihres Sohnes ist ernst. Ich muß Ihnen rathen, machen Sie sich mit dem Gedanken an das Schlimmste vertraut."

„Und warum gerade mein Sohn?" rief jetzt die Frau. Fordernd tönte es und drohend. „Warum nicht das Mädchen? Warum nur er, — nur er allein?"

„Ihr Sohn hat vermuthlich die größte Dosis genommen. Das Mädchen hat nur eine leichte Trübung des Sensoriums. Sie wird in einigen Tagen aufstehen können." So empörend sachlich klang das und zugleich so grausam ungerecht, daß es der Mutter jede Haltung raubte.

„Dies Frauenzimmer! Sie soll leben, und mein Sohn soll sterben! Dieses Frauenzimmer! Sie ist an allem schuld! Das Frauenzimmer, — das Frauenzimmer!" Dabei schüttelte sie die geballten Fäuste in Wuth gegen die geschlossene Thür zur Krankenstube und ließ sich dann erschöpft in einen Sessel fallen.

Der Sanitätsrath blieb bei diesem Ausbruch völlig ruhig; ja für eine Sekunde leuchtete sogar ein Schimmer von Triumph in seinen Augen auf. Dann sagte er ernst: „Sie hatten doch recht, als Sie vorhin meinten, wir seien anders geworden. Ich sah sie in meiner Phantasie immer noch wie damals. Ich habe mich getäuscht. Ich hätte nie geglaubt, daß Sie so unedel sein können wie eben jetzt. Jawohl, verehrte gnädige Frau Kommerzienrath Reinisch, — unedel! — Sie haben die Hand gegen eine Wehrlose, Kranke erhoben, — gegen ein Wesen, das nichts Schlechtes gethan hat. Oder ist es etwa schlecht, Ihren Sohn zu lieben? — Was wollen Sie denn eigentlich von dem Mädchen? Fräulein Waldau ist aus guter Familie, ihr Vater war Oberförster. Jawohl, als Sie mir vor einigen Wochen von der Absicht Ihres Sohnes erzählten, da habe ich mich erkundigt. Sie besitzt eine gute Erziehung, seit dem Tode der Eltern ernährt sie sich als Buchhalterin, — niemand kann ihr etwas nachsagen, — Ihr Sohn ist der erste Mann, den sie liebt. Und diese Liebe ist echt, — das hat sie bewiesen. Echter als die Liebe einer gewissen jungen Dame vor langer Zeit. — Ja, gnädige Frau, als ich vor siebenundzwanzig Jahren als junger Arzt um Ihre Hand anhielt, und als Ihre Eltern mich abwiesen, bloß weil ich arm war, da haben Sie nichts für Ihre Liebe gethan. Sie haben sich nicht das Leben genommen, wie die da drin, — Sie haben sich auch Ihren Eltern nicht widersetzt — nicht einmal gewarten haben Sie. Schon nach wenigen Monaten haben Sie sich einfach verkaufen und verschachern lassen. Na, und Ihre Ehe war ja denn auch danach."

Frau Reinisch war unter dieser Anklage immer mehr in sich zusammengesunken und blickte starr vor sich hin. Einen Augenblick schien es, als fühlte der Sanitätsrath Mitleid mit der Frau. Aber er bezwang sich und fuhr fort: „Und nun haben Sie es genau so gemacht, wie Ihre Eltern. Nur daß es Ihnen nicht so geglückt ist, weil die da drin die Sache ein wenig ernster genommen haben. Das ist traurig; aber Sie werden sich mit dem, was Sie angerichtet haben, nun auch abfinden müssen."

Gerade als Frau Reinisch etwas erwidern wollte, kam die Krankenschwester und stellte sich vor. Der Sanitätsrath begrüßte sie kurz und wendete sich dann wieder zu Frau Reinisch: „Gehen Sie jetzt nach Hause, gnädige Frau. Zu Ihrem Sohn darf ich Sie in Ihrer Erregung nicht lassen; — sein Zustand ist dafür zu ernst. Uebrigens, wenn eine schlimme Wendung eintritt, benachrichtige ich Sie natürlich sofort." — — —

Sobald der Sanitätsrath mit der Schwester allein war, führte er sie zu den Patienten. Aber die Schwester blickte schon nach kurzer Prüfung den Arzt verwundert an und meinte: „Ist hier wirklich Lebensgefahr, Herr Sanitätsrath?"

Der lächelte verschmitzt: „Sind Sie anderer Ansicht?"

„Ja", meinte die Schwester. „Aber Sie müssen das natürlich besser verstehen."

Aber der Arzt klopfte ihr vergnügt auf die Schulter: „Nein, Schwester Sie haben ganz recht. Von Gefahr ist gar keine Rede. In einer Woche ist der junge Mann kerngesund, und das Mädel wahrscheinlich schon in zwei oder drei Tagen. Aber lassen Sie sich gegen die Mutter nichts merken; ich habe meinen Zweck dabei." —

Am nächsten Tage erkundigte sich Frau Reinisch per Telephon, — am zweiten wieder, — am dritten kam sie selbst, wurde aber nicht zu ihrem Sohn gelassen.

Am vierten Tage hatte der Sanitätsrath eine lange Unterredung mit Fräulein Waldau, die am Bett des Assessors saß, der aufmerksam zuhörte. Als Resultat telephonirte der Arzt nach der Grunewald-Villa, Frau Kommerzienrath möge sofort kommen.

Schon eine halbe Stunde später betrat Frau Reinisch das Nebenzimmer. „Lebt mein Sohn noch?" fragte sie angstvoll.

„Gewiß," erwiderte der Sanitätsrath. „Er ist sehr schwach, aber bei Besinnung. Immerhin halte ich es für angezeigt, daß Sie jetzt bei ihm bleiben."

Frau Reinisch, die diesen Worten die schlimmste Deutung gab, stützte sich schwer auf einen Tisch: „Ich werde meinen Sohn nicht mehr verlassen."

„Ich muß Sie aber aufmerksam machen," meinte der Arzt, „daß Fräulein Waldau auch anwesend ist."

„Das schadet nichts."

„Fräulein Waldau ist bereits auf und pflegt Ihren Sohn. Wollen Sie trotzdem hier bleiben?"

„Ja. —"

Der Sanitätsraths athmete erleichtert auf: „Dann kommen Sie."

Als Frau Reinisch im Krankenzimmer erschien, kam ihr Fräulein Waldau entgegen und sagte bescheiden: „Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, was ich Ihnen angethan habe. Aber bitte erlauben Sie mir, daß ich trotzdem bleibe."

Darauf sah Frau Reinisch das junge Mädchen eine Sekunde an und reichte ihm dann ihre Hand: „So lange mein Sohn noch lebt, wollen wir ihn gemeinsam pflegen."

In Fräulein Waldaus Augen aber leuchtete es auf, als sie entgegnete: „Ja, das wollen wir thun, so lange er lebt!" Dabei blickte sie glückstrahlend zu dem Sanitätsrath hinüber.

Der lächelte nur zufrieden und nickte ihr fröhlich zu. —

Kalbsschnitzel mit Kase. Kalbsschnitzel werden breit geklopft, eingesalzen, mit Mehl bestreut und schön gebacken. Dann röstet man Semmelschnitten und legt diese abwechselnd mit den Schnitzeln in eine Kasserolle, wobei man zwischen jede Lage geriebenen Parmesankäse gibt. Dann streut man geschnittenes Wurzelwerk und Pfeffer darauf, gießt Fleischbrühe dazu und läßt dies dünsten, bis es mürbe geworden ist.

Krautstrudel. Kleines festes Hauptelkraut wiegt man ohne die Rippen und Strünke recht fein, salzt es, läßt es eine Stunde zugedeckt; dann preßt man das Krautwasser mit den Händen aus, röstet das Kraut ohne Wasserzusatz in reichlich Fett und gibt einen Kaffelöffel Zucker und eine Prise Pfeffer daran. Erkaltet bestreicht man den ausgezogenen Strudelteig mit der Fülle und backt ihn wie andere Strudel im Rohr braun.

Paprika - Lammfleisch. Bug und Brust (mit Hals) von einem Lamm werden in Stücke gehauen, 2 gehackte Zwiebeln werden in Fett mit einem starken Löffel Paprika geröstet, dann kommt das gesalzene Fleisch dazu, das man fest bedeckt, unter öfterem Umschütteln in seinem Saft weich dünsten läßt und mit Salzkartoffeln aufträgt. Oder man bestäubt das Fleisch mit etwas Mehl auf, gießt einige Löffel saure Sahne und Tomatenpüree dazu und dämpft es in dieser Sauce weich.

Rosthern, Sask., 12. Okt. 1911. — Mehrere Wochen schönes warmes Wetter hat das Dreschen seinem Ende nahe gebracht, auch der Frostschaden ist nicht so groß, als befürchtet wurde; so hat Edward Dehnky durchschnittlich 24½ Buschel Weizen vom Acker gedroschen und alles No. 2 und 3. Auch auf der Experimental Farm hat man gute Resultate erzielt, das beste war 63 Buschel Weizen zum Acker.

Herr Christof Kunzel, der letztes Frühjahr einen Vollblut-Hengst zu 2500 Dollars kaufte, hat sich jetzt auch zwei Stuten derselben Rasse gekauft zu 1500 Dollars. So ist's recht, das beste ist nicht zu gut für einen deutschen Farmer.

Herr Wm. Stenhouse hat sich wieder ein Automobil gekauft, desgleichen Herr Gerh. Ens, M. P. P.

Herr Fritz Malinkofsky hatte das Unglück, daß ihm seine Pferde weglaufen, scheu geworden durch ein Automobil, wobei er schwer verletzt wurde, doch da der Kraftwagen Herrn Dr. Stewart gehörte und von ihm selber getrieben wurde, wird der Verunglückte aufs beste und ohne Kosten wieder hergestellt werden; er ist jetzt schon bedeutend besser.

Letzte Woche feierte der Junggeselle F. A. Dyck mit Fräulein Epp, Tochter von P. Epp, kürzlich von Rußland gekommen, im engsten Freundeskreise fröhliche Hochzeit. — Wir gratulieren. Korr.

Aufruf!

Frau Sophie Rößner, Berlin, sucht ihren Mann W. Albert Rößner alias Alfred Tülfe, welcher im Jahre 1905 aus Chicago, den Vereinigten Staaten, nach Canada eingewandert ist; da es sich um wichtige Familienangelegenheiten handelt, so werden alle, welche von dem Aufenthalte des Verlorenen etwas wissen sollten, hiermit freundlichst gebeten, dies zu melden an das

Kaiserlich Deutsche Konsulat,
Winnipeg.

— Mürrisches Wesen wird durch unregelmäßige Verfassung im Magen hervorgerufen. Chamberlain's Tablets sind tatsächlich eine Medizin für den Magen, besonders darauf berechnet, auf dieses Organ einzuwirken; ihn zu reinigen, zu stärken, ihn zu stimmen und zu beleben, die Leber zu regulieren und mürrisches Wesen bestimmt und erfolgreich zu vertreiben. Zu haben bei allen Drogisten und Händlern.

Auf der Wage der Zeit.

(Für den „Sask. Courier".)

Wenn Salomo, der größte der Weisen unter dem alttestamentlichen Bundesvolke sagt: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne," so ist dieser Ausspruch wohl identisch mit dem eines anderen Weltweisen, Ben Akiba, welcher sagte: „Alles schon dagewesen." Und wirklich — wohin wir auch unsere Augen hinwenden, überall sehen wir Tatsachen sich ereignen, die schon viele sich wiederholende Auflagen erlebt haben und wohl kaum den Anspruch auf „neu" erheben dürften. Und doch, ist die Umänderung der anderthalb Jahrzehnte bestandenen und so heimisch klingenden Benennung „liberale Dominialregierung" in „konservative dito Regierung" nicht eine frappierende Neuigkeit, deren Tatsache wie ein Schlag aus heiterm Himmel die Gemüter ergriff und selbst den meisten Konservativen, die an Niederlagen bereits gewöhnt waren, unerwartet kam? Aber, mit welchen Waffen haben sie den Sieg errungen? — Das Schlagwort, womit sie die Gemüter graulten, war bekanntlich „Reziprozität" — zu Deutsch: Gegenseitiges Handelsabkommen. Ganz kürzlich hat Schreiber dieses in einer englischen Tageszeitung unter der Rubrik „Vor 20 Jahren" gelesen, daß die damalige konservative Regierung mit der Ver. Staaten Regierung Unterhandlungen zwecks Zustandekommens eines gegenseitigen Handelsvertrags angeknüpft hatte. Damals haben sie das angestrebt, was sie bis vor kurzem bis auf's Messer bekämpften. Waren es also ehrliche Waffen, womit die Konservativen in der Wahlzeit kämpften? Ist ihr Regierungssitz im Parlamentsgebäude zu, Ottawa nicht auf den allergröbsten Schwindel, auf Lug und Trug aufgebaut worden? Und das getäuschte und genasführte Volk, hauptsächlich in Manitoba und Britisch Columbia, hörte nur zu gerne auf die Sirenenstimmen der Konservativen, und wenn sich jemals das Sprüchwort: „Die Welt will betrogen sein" bewahrheitet hat, so jetzt in der gehabten Wahlzeit. Den Konservativen wird aber von Umsichtigen nur eine kurze Regierungszeit prophezeit, viele Anzeichen sprechen dafür und in unserm erstarkten Westen liegt das Bollwerk, an dem ihre Macht zerschellen wird, denn diesem Westen mußte der hohe Vorteil der Reziprozität in allererster Linie zugute kommen und er läßt sich die ihm so nahegerückte günstige Gelegenheit nicht auf die: Dauer vorenthalten. Die Zeit mit ihren Ereignissen wird die Wage sein, auf der die Taten der konservativen Regierung gewogen und zu leicht erfunden werden. Der „Alte von Canada" wird auch fernerhin trotz Borden als Premier die Wage in der Hand halten und die unlautern Machenschaften der Konservativen in die Schale werfen und genau abwägen. Das Zünglein zeigt sehr genau an. Es wird gesagt, die Stimme des Volkes habe entschieden. Was für kolossalen Unsinn bringen die Konservativen nicht hervor? Tatsächlich verhält es sich anders. Im Osten haben die Fabrikanten das Heft in den Händen, sie beherrschen die Situation und ihre nach vielen Tausenden zählenden Arbeiter müssen sich ihrem Machtworte fügen. Im Westen liegen die Sachen anders und nehmen wir hier das Wahlergebnis, trotzdem Manitoba stark konservativ gegangen ist, so finden wir, daß weit die Mehrheit für Reziprozität gestimmt hat. Von Manitoba darf uns das auch gar nicht Wunder nehmen. Da sind mehrere Faktoren, die zu Gunsten der Konservativen mitsprechen, erstens — und dass ist wohl der Hauptfaktor — der Geldbeutel der konservativen Machthaber ist straffer voll; zweitens sind die: Leutchens in den Westprovinzen einlichtsvoller als die: in Manitoba, was meint, daß sie hier ungebildeter und selbstsüchtiger sind. Beweis dafür! — Jawohl. In Manitoba hört man in der Wahlzeit recht häufig sagen: „Wenn ich nicht wenigstens 10 Dollars kriege, so stimme ich nicht für ihn." — Oder auch: „Ich will auf der Seite sein, wo die Mehrheit ist." — Ein dritter schwerwiegender Faktor ist der, daß sich wohl jede Schichte der Bevölkerung vor der Manitobaer Regierungsknute tief beugt, selbst einsichtsvolle Männer! Was meint, daß dass Machtwort das Diktators von Manitoba, nämlich Roblin & Co., überall und zu jeder Zeit gilt. In Manitoba ist mancherlei recht sehr faul; freilich, der hier Jahr aus, Jahr ein wohnt, nimmt das nicht wahr und meint, das ist immer so gewesen, zu Vaters und Großvaters Zeiten war es schon so. Eine traurige Logik! Fahrt nach dem Westen, studiert das Schul- und Kirchenwesen dort und ihr werdet finden, daß dasselbe viel blühender ist als hier in Manitoba.

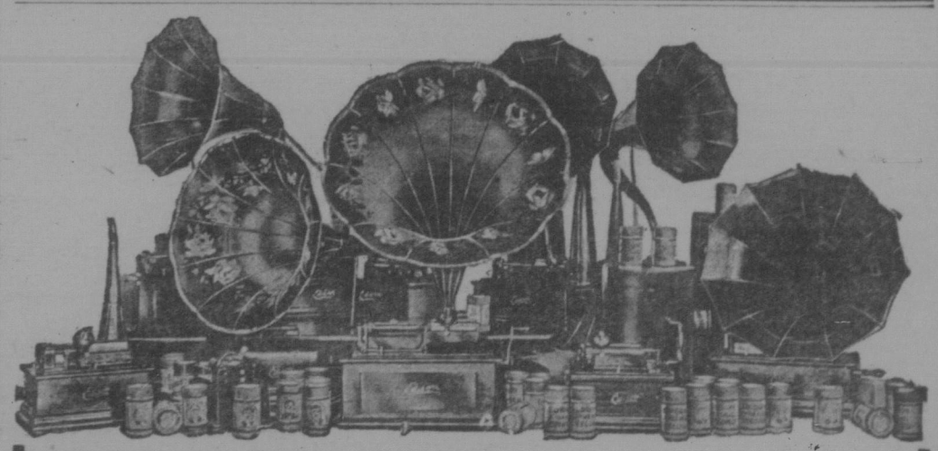
Ein Mancher — hauptsächlich in Manitoba — dürfte über solche Auslassungen die Stirn kraus ziehen. Aber, wozu ist die Presse da, als bildend und hebend einzuwirken? Eine gute Zeitung ist die Wage, auf der die Taten und Errungenschaften eines Volkes abgewogen werden, und es scheint, als wenn die des Volkes in Manitoba zu leicht erfunden werden. Es kann sich ereignen, daß das Zünglein der Wage bereits nach vier Jahren auf starken Niedergang und — Zerfall zeigen wird. Warum gehen so viele unserer Deutschen nach dem Westen? Außer dem freien Heimstättenland ist es vornehmlich die: geistige Bewegungsfreiheit, die sie dorthin zieht. Was hat Canada und hauptsächlich unseren Westen in dem letzten Jahrzehnt so groß und berühmt gemacht? Wer gerecht sein will, muß sagen: Die weise und unentwegte Politik der liberalen Regierung hat dies zustande gebracht. Und nun? Wir wollen den Schleier nicht lüften. Wozu auch? Es wird auch in der Zukunft Gutes und Böses gewogen werden und das Resultat davon wird jedermann sichtbar sein. — Bei Erwägung der Verhältnisse in Manitoba werden wir stark an das Sprüchwort erinnert: „Wie der Herr, so das Gesinde." — Ein Augenzeuge berichtete dem Schreiber dieses über die Fahrt Borden's nebst Gefolge vom Bahnhofe im Frühjahr dieses bei Anlaß seines Besuches in Winnipeg. Der Siegeszug eines weltberühmten Eroberers und Schlachtenlenkers kann schwerlich großartiger gewesen sein. Und welches Verdienst seinerseits rechtfertigte diese extreme Begrüßung und die ins Lächerliche gehende Huldigung? Etwa die verdammungswürdige und das Ansehen des Landes entwürdigende Obstruktionstaktik der bisherigen Opposition? — Aber als der hochverdienstvolle Laurier voriges Jahr während seiner Tour durch unsern Westen in Winnipeg eintraf — wie: sein drückten sich dann die Oberen, Roblin und seine Assistenten? Ein ungebildeter Bukowiner würde sich doch nobler betragen haben.

Im Wahlkummel werden wir immer stark an die Fabel vom Raben mitt dem Käse erinnert. Ein solcher hatte irgendwo ein Stück Käse erhascht und saß auf einem Baume, um es zu verzehren. Ein Fuchs wurde von dem Käsegeruch angelockt und schlich sich herbei. Er lobte die feine Singstimme des Raben und bat denselben, ihn mit dem Kunstgenusse seines Gesanges zu erfreuen. Solch Lob kitzelte den eitlen Raben und glaubte wirklich von sich, daß er schön singen könne. Er öffnete nun seinen Schnabel, um sich hören zu lassen, dabei aber entfiel ihm der Käse und der schlaue Fuchs erhaschte ihn und machte sich aus dem Staube. — Wie schmunzelnd und mit welch' hohem Wohlgefallen hört der biedere Farmer auf die Sirenenstimme des konservativen Wahlkandidaten, wenn derselbe ihm lobhudelnd vorschwatzt, wie loyal und rechtschaffen denkend doch die Deutschen, seine Freunde, sind und daß er blos ihr Bestes inbetreff des Zolles, der Schule, der Kirche, etc. etc. im Auge hat: und wiederholentlich hoch und teuer verspricht, alles dies zu seiner Zufriedenheit auszuführen. Und der wunschvolle Farmer beißt nur zu gerne an auf diesen Köder, und ist ja das auch so natürlich, weil es mit seinen Wünschen übereinstimmt. Aber später — noch immer hat er dann darauf losgeschimpft, daß solche Versprechen nicht gehalten werden und sagt auch wohl — wie Schreiber dieses es gelegentlich gehört hat: „Wart, du Schindakrät, du kömmst mie wadda, da on dann woar ek die wiesen." — Aber, kommt die Wahl und er hört wieder die süße, einschmeichelnde Stimme, dann ist er wieder das sich geduldig fügende Lamm. Er sollte aber einmal hinter die Koulissen schauen, dann würde er hören können — auch wie Schreiber dieses es erfahren hat —, wie jene sich über den „foolish German oder Dukhobor" lustig machen. Blos als gefügiges Stimmvieh läßt man sich von der konservativen Seite gebrauchen. Wie viele Malen hat man das nicht schon erfahren, ja zu seinem Schaden erfahren und doch keine Aenderung zum Besseren. Es will einem bedünken, als wenn die Intelligenz und das moralische Gefühl bei unserm Deutschen — und dies hauptsächlich in Manitoba — auf einem niedrigen Standpunkt steht.

Wenn schon der Politikgeist alles durchdringt und jedes Leben, in Manitoba zumeist, infiziert, warum dann nicht auf die Schäden hinweisen. Aber Lehrer und Prediger sind vielmalen blinde Blindenleiter.

Und woher soll richtige Belehrung kommen? Man sagt, daß eine Zeitung — die Presse — ein sehr großer und maßgebender Faktor in der Belehrung eines Volkes sei, und auch, daß die Zeitung die Gesinnung und den jeweiligen Bildungsstandpunkt desselben reflektiert. Ganz mit Recht, wenn das Organ, das unser Deutscher liest, ihm dies liefert, wenn es auf ihn bildend einwirkt. Es gab eine Zeit, da der „Nordwesten" dem deutschen Volke in Canada resp. seinem Westen das war, wie angedeutet. Aber in der neueren Zeit? Zu einem gefügigen Mundstück des Herrn Roblin & Co. herabgewürdigt, plötzlich über Nacht seine Gesinnung, seine Tendenz, sein Gefühl für Bildung, für Recht und Gerechtigkeit geändert, wie kann der „Nordwesten" dem Volke fernerhin noch dass sein, das bieten, was es verlangt, ein heiligess Recht hat zu verlangen; er, bisher ein Hort, ein Banner des Deutschtums in Canada, jetzt zu einem demütigen, sich duckenden Sklaven Roblins & Co. herabgesunken! — Früher für Reziprozität voll eingetreten und jetzt — dieses sich mit: Haut und Haar, mit Seele und Leib Verkaufen an die Gegenpartei! Welch kolossaler Humbug! — alles für schnödes Geld! Ob der Nordwesten nicht den Weg seiner Kollegin, der „Germania", traurigen Andenkens, geht? Ob wir es werden erleben, daß er auch, wie die „Germania" ohne Sang und Klang zu Grabe getragen wird werden. — Auch der „Nordwesten" befindet sich jetzt auf der Wage der Kritik des Publikums und wird das Ergebnis dieses Abwägens sein? Die Kritik des Volkes ist oftmals hart und streng, aber auch vielmalen gerecht. Wird er vor diesem öffentlichen, moralischen Tribunal bestehen können?

Der Eine und Andere unserer Leser wird meinen, warum diese Hinweise jetzt nach der Wahl und nicht vor derselben? Nun, Wahlen kommen und höchstwahrscheinlich in nächster Zukunft, also kommen diese Hinweise nicht zu spät. Es ist immer gut, gerüstet zu sein. Wir leben einmal im Zeichen des Fortschritts und müssen demgemäß handeln. E. K.



Ihre Auswahl von irgend einem dieser **Edison's Frei!**

Ja, frei. Wird bestimmt ganz frei verschickt. Sie brauchen uns weder jetzt noch später, nicht einen einzigen Pfennig zu zahlen. Wir bitten Sie nicht, den Phonographen zu behalten.

Wir bitten Sie nur, ihn als freies Leihstück anzunehmen. Wir bitten Sie nicht um eine Anzahlung oder eine Garantie, nicht einmal um eine C. O. D. Zahlung. Alles, was wir wünschen ist, daß Sie uns mitteilen, welchen von den herrlichen Edisons Sie vorziehen, sodaß wir diesen auf diese freie Leih-Offerte Ihnen zuschicken können.

Wählen Sie aus. Sie brauchen nichts zu kaufen.

Suchen Sie eine der obigen Maschinen und Zubehör aus — auch Rekords können Sie sich wählen. **Lassen Sie sich nur den Phonographen und die Rekords kommen und brauchen Sie, als gehörten sie Ihnen.** Unterhalten Sie sich selbst, Ihre Familie, und wenn Sie wünschen, auch Ihre Freunde. Die schönsten, packendsten populären Lieder. Komische Minstrel-Lieder und Vaudeville-Monologe, bis zu den berühmten Grotze Oper Amberola Rekords, gesungen von den ersten Künstlern der Welt. Hören Sie alles dieses perfekt vorgetragen auf dem Edison. Nachdem Sie dieses frei genossen haben, können Sie alles uns zurückschicken **auf unsere Rechnung.** Wenn nun einer Ihrer Freunde sich eine solche Maschine kaufen will, so sagen Sie ihm, er kann sie jetzt zum allerniedrigsten Preis bekommen, und, wenn er will, auf monatliche Abzahlungen von **$2 den Monat ohne Zinsen.** Aber wir bitten Sie nicht darum. Wir wollen Ihnen nur den von Ihnen gewünschten neuesten Edison Phonographen **frei** schicken — auch die von Ihnen gewünschten Rekords — alles **frei.** Dann werden Sie von der Ueberlegenheit des neuesten Edison Apparats überzeugt werden. Es kostet uns Expreßkosten, den Phonographen von Ihnen zurückzubekommen — das ist wahr — aber wir halten uns voll dafür entschädigt, da wir wissen, daß Sie dann unser Freund und ein Gönner und Werber des neuen Edison Phonographen geworden sind.

Senden Sie Koupon für die neuen Freien Edisonbücher heute.

Lassen Sie sich den Freien Edison Katalog und Liste von über 1500 Rekords schicken, so daß Sie sich die Maschine und Lieder, Rezitationen u. s. w. aussuchen können. Vergessen Sie nicht, daß Sie zu nichts verpflichtet sind. Alles, was Sie zu tun haben, ist, den Apparat zurückzuschicken, wenn Sie sich ihn angehört haben. Wenn Sie gute Musik lieben und eine schöne, verschiedenartige Unterhaltung, oder wenn Sie Ihrer Familie und Ihren Freunden ein besonderes Vergnügen machen wollen, dann sollten Sie den freien Koupon heute noch schicken. Warten Sie nicht — schicken Sie Ihren Namen heute auf Postkarte — besser ist es noch, auf dem Koupon. Kein Brief nötig. Schreiben Sie, solange die Offerte noch offen ist. Sie schreiben am besten sofort.

F. K. Babson, Edison Phonograph Distributer

Dept. 7777, 355 Portage Avenue, Winnipeg, Canada

U. S. Office: Edison Block, Chicago, Ill.

Frei-Koupon

F. K. Babson
Edison Phonograph Distributer
Dept. 7777, 355 Portage Ave.,
Winnipeg, Canada

Bitte, schicken Sie mir, ohne daß ich mich binde, Ihren Edison Katalog und Erklärung Ihrer freien Offerte, wie einen modernen Edison Phonographen entgegenzunehmen.

Name .....

.....

Adresse .....

.....

Kein Brief nötig. Zeichnen Sie Koupon und schi...